Brandtstädter: Ich würde darauf von einer anderen Seite antworten. Begriffe sind nicht entweder hart oder scharf oder weich, in der Alltagssprache haben sie ohnehin meist unscharfe Ränder, es gibt schwankende Bedeutungen, es gibt mißlingende Diskurse, weil jeder unter dem Begriff sich etwas anderes vorstellt. Aber man darf ja nicht übersehen, daß die Alltagssprache zumindest teilnormiert ist, sonst könnten wir uns überhaupt nicht unterhalten. Zum zweiten: Bei aller Vagheit der begrifflichen Randzonen gibt es vielfach – und das wird ja gern übersehen, gerade vor dem Hintergrund des Prototypenkonzepts à la Rosch – invariante Kerne. Ein Gruß ist ein Beispiel für ein Verhaltensskript, und die Varianten des Grüßens können vom Heben der Augenbrauen bis zum Betätigen der Autohupe reichen, da gibt es fast gar keine materiellen Gemeinsamkeiten mehr. Aber es gibt auch invariante Elemente, nämlich z.B. die Bezogenheit auf einen Adressaten. Wenn Sie das aus dem Begriff herausnehmen, dann degeneriert er in einer Weise, daß man ihn gar nicht mehr verwenden kann bzw. wir uns nicht mehr verständigen können.

* * *

Lutz H. Eckensberger

Die Rolle von Analytizität und Empirie im Kontext einer entwicklungspsychologischen Kulturpsychologie

Ein Diskussionsbeitrag¹ –

Ich bin eigentlich überrascht, auf diesem Podium zu sitzen, weil ich mich zu dem hier verhandelten Thema im engeren Sinn bisher gar nicht geäußert habe. Allerdings habe ich das zu einer, wie wir sehen werden, verwandten Problematik getan – zum kulturellen Regelbegriff und seinem Verhältnis zum Kausalgesetz. Dazu will ich versuchen, hier etwas zu sagen.

Bevor ich mich zu dieser Thematik äußere, möchte ich vorausstellen, daß ich meine Ausführungen weder sendungsbewußt noch irgendwie »militant« verstanden wissen will. Vielmehr geht es mir bei solchen Anlässen in erster Linie um die Selbstklärung meiner Position.

Ich werde mich im folgenden sehr eingeschränkt mit unserem Thema befassen und mich ausschließlich mit Smedslund auseinandersetzen, der sich zu unserer Thematik bekanntermaßen dezidiert geäußert hat. Ich werde anhand seiner Aussagen meine eigene Position in drei Punkten zu skizzieren versuchen:

- (1) Es ist keine Übertreibung oder Karikatur, wenn man die Position von Smedslund dadurch umreißt, daß die Psychologie (zumindest weitgehend) auf Empirie verzichten kann und ihre Arbeit vielmehr wesentlich in einer Begriffsanalyse besteht. Diese Position wird durch seine Formulierungen jedenfalls zumindest nahegelegt, und sie trifft den Kern unseres Symposiums.
- (2) Ich werde dann jenem Teil von Smedslunds Auffassung zustimmen, in dem er Überzufälligkeiten menschlicher Aktivitäten vor allem auf kulturelle Regeln zurückführt und nicht auf Natur- oder Kausalgesetze.
- (3) Diese Position ist jedoch keineswegs identisch mit der Forderung von begriffsanalytischem Vorgehen. So werde ich schließlich jenen Teil seiner Auffassungen zurückweisen oder zumindest stark relativieren, in dem er *a priorisch* argumentiert. Ich werde dazu
- kurz die Rolle des Kulturbegriffs für die Psychologie ansprechen;
- erläutern, daß in diesem Rahmen der Handlungsbegriff zentral wird;
- zu zeigen versuchen, daß Handlungen tatsächlich nicht kausal rekonstruiert werden können (damit auch nicht Kultur), sondern daß sie Situationsdeutungen voraussetzen;
- kurz skizzieren, daß die Empirie trotz eines handlungs- und kulturtheoretischen Psychologieverständnisses ihre Bedeutung behält, werde das aber insbesondere nur in bezug auf unser gegenwärtiges Thema andiskutieren.

1. Smedslunds Position

Smedslunds Position wird vielleicht durch folgendes Zitat am deutlichsten: Er schreibt:

»Ganz allgemein können Vorhersagen, die allein auf Grund der Zugehörigkeit zu einer Kultur oder der Kenntnis einer Sprache gemacht werden können, als a priori bezeichnet werden, da sie weder eine empirische Absicherung benötigen, noch durch das Fehlen einer solchen Absicherung beeinträchtigt werden. (Es gibt korrekte Formen der Sprachbenutzung und des nicht verbalen Verhaltens. Kenntnis dieser Formen erlaubt uns, genaue und in der Regel korrekte Vorhersagen zu machen. Wenn diese Vorhersagen nicht eintreffen, schwächt das nicht die empirischen Hypothesen, sondern bedeutet nur, daß die angenommenen Voraussetzungen (antecedent conditions) nicht gegeben waren.« (Smedslund, 1988, 4, Übersetzung L.H.E.)

Diese Auffassung führt bei Smedslund zu einem Versuch, die Psychologie zu »axiomatisieren«, eine insofern *empiriefreie »Psycho-logik*« zu entwerfen. Konsequent widmet er sein Buch den griechischen Geometrikern, bei denen es ja auch verpönt war, einen geometrischen Satz (etwa daß die Summe der Winkel im Dreieck 180 Grad beträgt) durch Empirie (etwa durch Nachmessen der Summe der Winkel vieler Dreiecke) zu belegen.

Dazu zunächst eine generelle Erläuterung und ein wenig begriffliche Skepsis: Bei a-priorischen Feststellungen oder Behauptungen handelt es sich um solche Feststellungen oder Behauptungen, die ohne Bezug auf Erfahrung getroffen werden können. Klassisch unterscheidet man, soweit ich sehe, zwei Arten

von *a-priori* Behauptungen: Sie können *analytisch a priori* sein, dann beziehen sie sich auf Sprache (Syllogismen, Tautologien, Definitionen), sie können *synthetisch a priori* sein (dann beziehen sie sich auf die nicht-sprachliche Realität) – beide Kategorien sind für die gegenwärtige Diskussion in der Psychologie interessant.

Die Frage nach der Existenz apriorischer Kategorien ist jedoch nach meinem Eindruck bereits in der Philosophie so etwas wie eine Gretchenfrage.² Auch als Laienphilosoph wird man jedenfalls nach einem zweiten Blick auf die dort geführte Diskussion zur Vorsicht bei der Verwendung des Begriffs »a priori« wie ganz allgemein der Dichotomie analytisch-synthetisch, wie auch der strengen Unterscheidung zwischen Sprache und Realität gemahnt. Wir können das hier nicht vertiefen, es sollte nur angedeutet werden, daß die von uns benutzten Unterscheidungen weniger stringent sind, als sie zunächst scheinen.

2. Zustimmung zu Smedslund: Psychologie als Kulturwissenschaft

Man kann sich für unsere Diskussion sicher von der Beobachtung leiten lassen, daß menschliche Aktivitäten (gerade im Alltag) überzufällig sind, d.h. eine gewisse Systematik aufweisen. Insofern sind sie in den Grenzen bestimmter Situationsdeutungen *vorhersagbar*. Die für uns zentrale Frage lautet jedoch, wie kommt diese Überzufälligkeit zustande, wie kann man sie interpretieren?

Ohne das hier näher zu begründen, will ich zunächst feststellen, daß es nach wie vor das Ideal der Psychologie ist, auch psychologische Prozesse durch Kausalprozesse zu erklären. Ist das jedoch die einzige Möglichkeit, Psychologie zu betreiben? Zur Erläuterung einer möglichen Alternative mögen zwei weitere Zitate dienen. Das erste stammt wieder von Jan Smedslund, es setzt bei der Vorhersagbarkeit selbst an und lautet: »Menschen haben sich für sich selbst und für andere beschreibbar und vorhersagbar gemacht. (Deshalb) ist es die soziale Ordnung, in der wir leben, die uns beschreibbar und vorhersagbar macht«. (1985, 449. Übersetzung L.H.E.)

Wir halten zunächst fest: Vorhersagbarkeit allein zwingt keineswegs zur Annahme kausaler Prozesse, sie kann vielmehr auch als ein Ergebnis kommunikativer Interaktionen verstanden werden, in denen eine gemeinsame Sprache und Bedeutungszuordnung von Situationen eine zentrale Rolle spielen. Zweitens legt diese Auffassung jedoch nahe, daß die soziale Ordnung, in der wir leben, weitgehend eine kulturgeschichtlich gewachsene Ordnung ist und deshalb die Interpretation einer Situation durch ein Subjekt auf der Basis von historisch gewachsenen kulturellen Regel- und Deutungssystemen geschieht.

Diese Auffassung wird durch das moderne Verständnis der Kultur gestützt, das heute in der Anthropologie (trotz aller Unterschiede im Detail) vorherrscht. Dies mag ein weiteres Zitat verdeutlichen, das diesmal von dem Anthropologen

Clifford Geertz stammt, der ausführt: »Kultur verstehen wir am besten als geteiltes (gemeinsames) Bedeutungs- und Regelwissen«... »als eine Menge von Kontrollmechanismen – Pläne, Rezepte, Regeln, Instruktionen [...], die das Verhalten kontrollieren. Menschen sind extrem angewiesen auf solche 'externen Kontrollmechanismen'« (Geertz, 1973, 44. Übersetzung L.H.E. Ähnlich D'Andrade, 1984).

In beiden Auffassungen wird der *Mensch als Kulturwesen* verstanden. Aus dieser Sicht ist Psychologie deshalb in ihrem Kern *Kulturwissenschaft*. Smedslund (1984) spricht deshalb auch in einer früheren Arbeit von der Kultur als dem »Unsichtbaren, aber Offensichtlichen« (the invisible obvious), das die Psychologie wieder »sichtbar machen« muß.

Eine zentrale Aufgabe der Psychologie besteht deshalb m.E. in der Analyse genau dieser Regelsysteme sowie in der Rekonstruktion der Beziehung zwischen kulturellen Regelsystemen und ihren Deutungen durch individuelle Subjekte (d. h. den Pendants der Regelsysteme in den Subjekten).

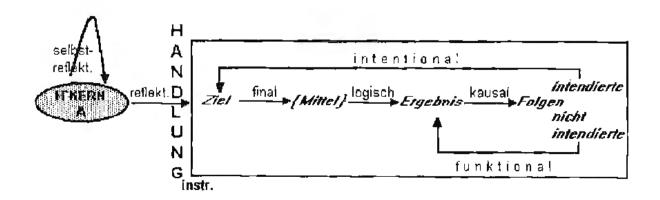
Kulturelle Regeln sind jedoch nicht nur Voraussetzungen/Rahmenbedingungen für menschliche Handlungen, sondern sie sind selbst vom Menschen bergestellt (Kultur wird ja auch verstanden als »man made environment«, Herskowitz, 1948). Sie sind Ergebnisse menschlicher Handlungen.

Insofern ist m.E. der Handlungsbegriff für eine so verstandene Psychologie zentral bzw. konstitutiv (Eckensberger, 1976, 1979, 1990, 1992)³:

- (a) Er bildet das verbindende Gelenk zwischen der Ontogenese des einzelnen Subjekts und der historischen Entwicklung der Kultur;
- (b) er erlaubt jedoch zusätzlich eine begriffliche Unterscheidung und Inbeziehungsetzung verschiedener Regelsysteme. Insbesondere ermöglicht gerade er eine Bestimmung kausaler Prozesse, und zudem enthält er eine Begründung dafür, daß Handlungen selbst nicht kausal zu erklären sind.⁴

Zur Erläuterung beider genannten Punkte wähle ich die einfachste Struktur der Handlung als Ausgangspunkt (s. Abbildung 1).

Abbildung 1: Strukturelle Komponenten der Handlung (als analytischer Einheit)



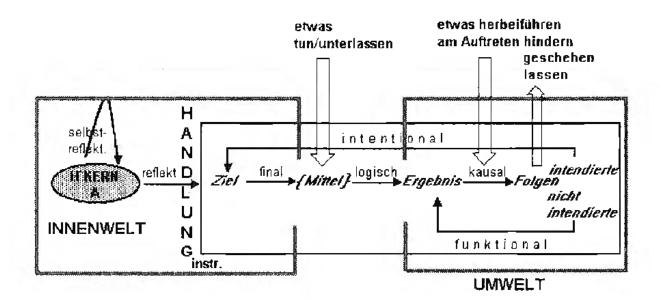
Allgemein können wir von Struktur sprechen, wenn wir Elemente und Relationen zwischen Elementen bestimmen und unterscheiden können. Welche Elemente und Relationen liegen beim Handlungsbegriff vor? Beginnen wir bei den Elementen: Zunächst gibt es eine »Agency«, einen subjektiv empfundenen Handlungskern. Darüber hinaus sprechen wir von Zielen, Mitteln, Ergebnissen und Folgen. Die Relationen zwischen diesen Elementen werden nun durch verschiedene »Denktypen« gebildet, und zwar durch Finalität, Intentionalität, logische Implikation und Kausalität. Die »Agency« selbst steht in reflexiver Beziehung zu den übrigen Handlungselementen.

Wenden wir uns nun der Bestimmung des Kausalitätskonzeptes zu, so müssen wir zunächst feststellen, wie überraschend schwer dieses – gemessen an seiner Bedeutung – zu definieren ist (vgl. z.B. Blalock, 1964). Zu seiner näheren Bestimmung im Kontext einer handlungstheoretischen Terminologie ist es notwendig, begrifflich zwischen der Handlung im engeren Sinn (Tun/Nicht Tun: Einsatz/Nicht Einsatz der Handlungsmittel) und dem Herbeiführen/Unterdrücken/Zulassen eines Ereignisses zu unterscheiden. Insbesondere aus dem Tun einerseits und dem Herbeiführen/Unterdrücken eines Ereignisses läßt sich nun im Anschluß an von Wright (1971) ein m.E. auch für die Psychologie sehr fruchtbarer Kausalbegriff entwickeln.

Indem ich x tue, führe ich y herbei oder hindere es am Auftreten. Dieser Tatbestand ist in Abbildung 2 veranschaulicht.

Abbildung 2: Unterscheidung zwischen dem »etwas tun/unterlassen« und »etwas herbeiführen/am Auftreten hindern«

intentional



Diese Unterscheidung enthält einen sinnvollen Ansatz für die Präzisierung des Kausalbegriffs, der insbesondere mit einem experimentell bestimmten Kausalitätskonzept kompatibel ist. In diesem Ansatz wird allerdings deutlich, daß das Kausalitätskonzept dem Intentionalitätskonzept untergeordnet ist. Kausalität läßt sich in diesem Ansatz wie folgt bestimmen:

```
p ist eine Ursache in bezug auf q
dann und nur dann,
wenn man durch das Herbeiführen von p
q hervorbringen oder
wenn durch das Unterlassen von p
q zum Verschwinden bringen oder am Auftreten hindern kann.
```

Interessanterweise ist dieser so bestimmte Kausalbegriff jedoch auf Handlungen selbst nicht anwendbar: An einem anderen Subjekt (Agency) B kann weder etwas herbeigeführt noch etwas unterdrückt werden, sondern das Befolgen oder Verweigern von Aufforderungen/Befehlen/Verboten etc. setzt (a) einen deutenden (verstehenden), (b) einen intentionalen Akt bei dem Handelnden B voraus. In diesem Fall kann man deshalb nicht davon reden, daß etwas herbeigeführt oder unterdrückt wird, sondern bestenfalls wird auf Seiten des B etwas »veranlaßt«. Reflektieren und Verstehen sind deshalb symmetrische Begriffe, ersterer bezieht sich auf eigene Handlungen, letzterer auf Fremdhandlungen. (s. Abbildung 3). Durch diese Unterscheidung lassen sich die soziale (Mit-)Welt und die materiell-physikalische (Um-)Welt psychologisch bestimmen (s. Eckensberger, 1977) und von einer Innenwelt abgrenzen. Dazu ist allerdings eine Erweiterung der »Handlungselemente« und ihren Relationen (s.o.) sinnvoll. Nämlich: (a) die Einführung einer weiteren »Agency« (Subjekts); (b) selbstbezüglicher Relationen (Kontemplation, Existenz; Selbstreflexivität).

Bereits dieses einfache Schema veranschaulicht, daß Individuum und Umwelt durch die Handlung und die Intentionalität verknüpft werden: Reflexion und Finalität sind subjektseitig, logische Implikation und Kausalprozesse umweltseitig lokalisiert.

Da kulturelle Regeln selbst Ergebnisse von Handlungen sind, müssen sie von Handelnden ebenfalls verstanden, interpretiert und gedeutet werden. Deshalb beeinflussen sie ihn auch nicht kausal: Eine rote Ampel verursacht nicht kausal das Anhalten eines Autofahrers – wenn er denn anhält –, sondern »Rot« wird von ihm im Kontext einer formalisierten kulturellen Regel (einer Verkehrsregel) gedeutet. Der Autofahrer entscheidet sich entsprechend in einem intentionalen Akt.

Um die zweite Behauptung (die Möglichkeit der Bestimmung und Unterscheidung weiterer Deutungs- oder Regelsysteme mit Hilfe des Handlungsbegriffs) kurz zu verbeispielen, benutzen wir in Abbildung 4 die Abbildung 3 als Basis. Gleichzeitig veranschaulicht Abbildung 4, daß die Rekonstruktion der Ontogenese dieser Regelsysteme, ihrer Unterscheidung wie ihrer Wechselbeziehungen sehr wohl ein empirisches Geschäft ist.

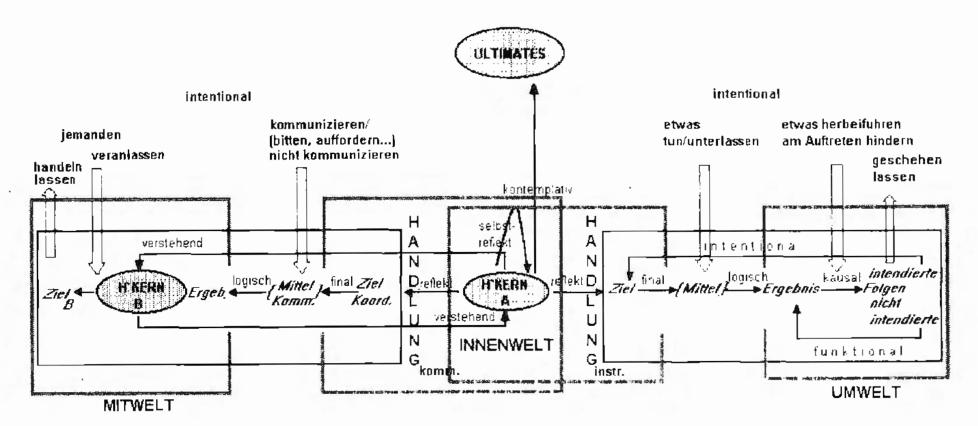


Abbildung 3: Unterscheidung in Umwelt/Mitwelt/Innenwelt reflektieren/verstehen/selbstreflektieren, Nichtanwendbarkeit des von Wrightschen Kausalbegriffs auf handelnde Menschen (Mitwelt)

Abbildung 4: Unte

							HI.			
INTERPRET. SCHEMATA	Technische Kompetenz Naturwissen	Logisch- mathem. Kompetenz	Handlungs- kompetenz	Persönliche Angelegen- heiten	Selbst- Identitäts- konzept	Glauben	Moralische Uneile	Rechts- vorstellungen	Gesellschafts- konzept Konventionen	Soziale Kompetenz
	<u> </u>	<u> </u>			<u> </u>				<u> </u>	•
REGULA- TIONEN	Bescitigung	Lösung	instrumentelle Neube- wertung	subjektive Neube- wertung	Scibsi- kontrolle	Sinnsuche Offenbarung	Vermeidung - Befördening + Verständigung	3. Instanz Interessenko- ordination Strafe	Konflikt- lösungen Konsens	Interaktion Kommuni- kation
		į		ļ			1			1
STANDARD	technische Funktionalität	Konsistenz Widersprüch	Zweck- mäßigkeit	Ziel- hierarchie	Idealselbst 	Lebens- sinn Kontingenz	Achtung Pflicht	soziales Funktionieren	soziales Funktionieren	Güte des Verständ- nisses
	; 1	lichkeit			†		1	-		
EMOTIONALE KONSE- QUENZEN	Ärger	Unsicherheit	Wut	Beunnahigung	Selbst- unsieherheit	existentielle Angst	moralische Empörung/ Schuld	Verletzung des Rechtsgefühls	Ärger/ Scham	Zorn
ART DER BARRIERE	Problem	Widerspruch	intra- personeller Mittelkonflikt	intra- personeller Zielkonflikt	Identitäts- krise	existenticlle Krise Bedrohung	Wenc Prinzipien- konflikt	Konflikt mit Regeln/ Gesetzen	inter- personeller Konflikt	Mißver- ständnis
ART DER INTERPRE- TATION	Erklären	Begreifen	Rationafilät	Präferenz- hierarchie	Selbster- kenntnis	eigene Existenz	Verstehen intuitiv intrinsisch	Versiehen soziale Konstruktion	Verstehen Junktional	Verstehen
ERFAHRUNG	Barriere	BARRIERE	BARRIERE	BARRIERE	BARRIERE	BARRIERE	Barrjere	BARRIERE	BARRIERE	BARRIERE L deskriptiv
HANDLUNG:	1	1	•	↓ - 	selbstreflektiv	kontemplativ	ļ	ļ	 	
intendierte Konsequenzen	kausal nis	logisch >Ergeh-	final 	reflektiv	VERTER V	↔	práskriptiv	restriktiv	normativ	Zeney B
unintendierte	F	- 21 gco-				<i></i>		stehen	Ver-	

3. Ablehnung/Relativierung von Smedslunds Position: Handlungsgründe, Deutungsmuster und kulturelle Regelsysteme sollten selbst Gegenstand empirischer Analysen sein, ihre begriffliche Analyse ersetzt die empirische Rekonstruktion nicht, sondern macht diese erst möglich

Zunächst zu dem Versuch, die Unterscheidung zentraler individueller Deutungsmuster mit Hilfe handlungstheoretischer Kategorien vorzunehmen. Der Vorschlag besteht einfach darin, die subjektiven, individuellen Deutungssysteme als überdauernde Ergebnisse (Schemata) von Handlungsregulationen zu verstehen, die auf Widerstände/Barrieren in unterschiedlichen »Denktypen« (Relationen zwischen den Handlungselementen) hin vom Subjekt vorgenommen werden. Gemeint sind: Rollenübernahmeprozesse, Konzepte des Funktionierens einer Gesellschaft, Rechtsvorstellungen, moralische Urteile, religiöse Urteile, Identitätskonzepte, persönliche Vorlieben, Handlungskompetenzen, logische und technische Kompetenzen. Diese werden auch (z. T. allerdings induktiv) in der anthropologischen (Shweder, 1980) und entwicklungspsychologischen Literatur (Turiel, 1983; Nucci, 1981; Smetana, 1982) voneinander unterschieden. Auf den Prozeß ihrer Entstehung kann hier nicht eingegangen werden. Wichtig ist jedoch die grundsätzliche Vorstellung, daß sie alle wesentlich durch die Überwindung von Handlungsbarrieren/Widerständen entstehen, die an bestimmten Stellen, nämlich an den unterschiedenen Relationen eine Handlung behindern, dort zu Widersprüchen oder unerwarteten Ereignissen führen, die entsprechend dem Ort der Störung -

- (a) unterschiedlich interpretiert werden (als *Problem*, das *erklärt* wird, wenn Kausalprozesse nicht eintreten, als *Widerspruch*, den es zu *begreifen* gilt, wenn logische Inkonsistenzen auftreten etc.); und
- (b) unterschiedlich gelöst/überwunden werden (*Probleme* werden beiseite geräumt, Widersprüche gelöst etc.);
- (c) zwar (zunächst) alle zu negativen Emotionen führen, die aber, je nach Art der Barriere, eine unterschiedliche Tönung enthalten (Ärger bei technischen Problemen, Wut bei Störungen eigener Handlungskompetenz etc.);
- (d) sich auf unterschiedliche Standards beziehen bzw. diese mit produzieren (technisches Funktionieren, Konsistenz, Widerspruchslosigkeit etc.).

Diesen individuellen Interpretationsschemata oder Deutungsmustern korrespondieren auf dem Kulturniveau kulturelle Regelsysteme (Abbildung 5). Sie sind gewissermaßen überdauernde »vergegenständlichte oder institutionalisierte« Lösungen solcher Regulationsprozesse. Sie bilden die Bezugssysteme, in die das Subjekt in der Ontogenese hineinwächst, und fungieren somit als kanalisierende und anleitende Sozialisationsbedingungen.

Abgesehen von der Tatsache, daß (trotz dieser sehr verkürzten Darstellung) ersichtlich wird, welche immense Rolle die individuellen Deutungssysteme sowie auch die kulturellen Regelsysteme in der Psychologie eigentlich spielen

Abbildung 5: Kulturelle Regelsysteme als überdauernde, institutionalisierte individuelle Regelsysteme

Soziale Kompetenz	Gesellschafts- konzept Konventionen	Rechts- vorsiellungen	Moralische Urteile	Glauben	Selbst- Identitäts- konzept	Persönliche Angelegen- heiten	Handlungs- kompetenz	Logisch- mathem. Kompetenz	Technische Kompetenz Naturwissen	INTERPRET. SCHEMATA
↑	^	^	1		^	^			个	ART DER
Versiehen	Verstehen funktional	Verstehen soziale	Verstehen intuitiv	eigene Existenz	Selbster- kenntnis	Präferenz- hierarchie	Rationalität	Begreifen	Erklären	INTERPRE- TATION
•	•	Konstruktion ·	intrinsisch	•	•	•	•	•	•	
verstärkte Interaktion zur Klärung von Mißver- ständnissen	gesellschaft- lich akzeptierte Strategie zur Lösung sozialer Konflikte	Jostitutio- nalisierte Regelungen von Konflikten mit Gesetzen - Strafe / dritte Instanz	Werteko- ordination, moralischer Diskurs zur Klärung von Werte- konflikten	Überwindung existentieller Bedrohung durch Sinnsuche Offenbarung	Überwindung von Identitäts- krisen durch Seibst- kontrolle	Klärung inter- personeller Zielkonflikte durch Umbewertung von Präferenzen	Überwindung intra- personeller Mintel- konflikte durch Überprüfung der Rationalität instru- menteller Ent- scheidungen	Überwindung von logischen Wider- sprüchen durch Lösung der In- konsistenzen	Überwindung technischer Probleme durch Beseitigung der Störung : Mängei	SEKUNDÄRE HANDLUNGEN REGULA- TIONEN
1	^	↑	1	Λ.	1	↑	↑	↑	1	Ein- Schränkun-
Erwartungen	Envartungen inoffizielle	Verordnungen formelle	Rechte Pflichten	Gebote Tabus	Stereotype	Freiheitsgrade	Bedigungen des	Formale Sturkturen	Bedingungen der Realität	GEN ORIENTIEREN- DR
Ψ	Sanktionen	Sanktionen	Ψ	•	Ψ	Ψ	Möglichen	•	•	BEDINGUNGEN
Rollen	Konventionen	Gesetze	Moral	Religion	"Personhood"	Mode Zeitgeist	Rationalităt	Logik Mathematik	Technologic Wintschaft	KULTURELLES REGEL- SYSTEM/ DEUTUNGS- SYSTEM

müßten (ohne ihre Kenntnis ist menschliches Handeln gar nicht rekonstruierbar), wird deutlich, daß ihre Analyse sich nicht auf eine Begriffsanalyse beschränken kann. Ich denke vielmehr, daß die Beziehung zwischen begrifflichen und empirischen Analysen dieser Deutungs- und Regelsysteme verwickelter ist, als es bei Smedslund, aber auch bei Brandtstädter (z.B. 1993), manchmal klingt.

Zunächst dürfte aus der hier eingenommenen Perspektive das Programm Piagets nicht an Attraktivität verloren haben. Denn es wird in einer so verstanden Psychologie ja u.a. darum gehen müssen, die Ontogenese der Deutungsschemata zu analysieren, die die Folie bilden, vor der Handeln stattfindet und die Handeln in Grenzen vorhersagbar gestaltet. Bei allen Einwendungen/Relativierungen gegen diesen Ansatz, ist nach wie vor Piagets Programm deshalb besonders einschlägig, weil er ja gerade versucht hat, aus der Erkenntnistheorie ein empirisches Geschäft zu machen, indem er die Validität der Kantschen Kategorien (die als apriori-synthetisch gedacht waren) an ihre Genese zurückbindet (Kesselring, 1981).

So ist gerade von Piaget zu lernen, daß begriffliche Analysen so umfangreich und explizit wie möglich vorgenommen werden sollten. Und entsprechend hat etwa die Forschung zur Differenzierung und Entwicklung präskriptiver bzw. evaluativer sozialer Kognitionen, persönlicher Vorlieben, Konventionen und Moral vor allem erst nach einer begrifflichen Unterscheidung dieser Bereiche zu wirklich relevanten empirischen Daten geführt. Erst die saubere begriffliche Analyse hat zu untersuchen erlaubt, ab wann diese Deutungs- oder Regelsysteme ontogenetisch unterschieden werden.

Ich selbst habe erst kürzlich die Gefahr der Pseudoempirie bei der empirischen Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Abwehrprozessen und moralischen Urteilen im Rahmen eigener Datenanalysen diskutiert (Eckensberger, 1993): Reife moralische Urteile werden ja definiert durch die Berücksichtigung möglichst aller Standpunkte in einem moralischen Konflikt oder Dilemma. Bewältigung ist aber ebenfalls bereits begrifflich durch eine vollständige, unverzerrte Situationsanalyse bestimmt. Zusammenhänge, in großen Teilen also begrifflich gegeben, können empirisch gar nicht »überraschend« ausfallen.

Dennoch zeigt gerade die Entwicklungspsychologie, daß diese begrifflichen Analysen keineswegs so vollständig abschließbar und eindeutig sind, wie man das vielleicht theoretisch erwartet: So ist zum Beispiel nicht auszuschließen, daß im Laufe der empirischen Untersuchung weitere Unterscheidungen nötig oder bereits getroffene präzisiert werden müssen. Auch hierfür gibt es aus dem Bereich der Unterscheidung in Konventionen und moralische Regeln Beispiele – besonders aus dem Kulturvergleich (vgl. Zimba, 1994).

Interessant ist auch die Ersahrung bei dieser vorgeordneten begriffsanalytischen Arbeit, daß die Sprache zum Teil nicht differenziert genug ist – z.B. ist es äußerst schwierig gewesen, den verschiedenen Barrieretypen wirklich

unterschiedliche Begriffe negativer (auf »Frustration« folgender) Emotionsbegriffe zuzuordnen. An dieser Stelle sind deshalb sogar Festlegungen nötig, die damit keineswegs intersubjektiv eindeutig sind. Wir haben z.B. die Emotion nach einem Problem *Wut* (anger) genannt, die Emotion nach einem interpersonalen Konflikt *Zorn* (wrath), nach einer moralischen Übertretung *Entrüstung*, etc. Diese Begriffe sind zwar sicher plausibel, sie sind aber keineswegs nur in dieser einen Weise zuordenbar.

Im Rahmen der Entwicklungspsychologie zeigt sich eine weitere interessante Schwierigkeit: Was bedeutet es, wenn logisch implikative Voraussetzungen für eine Leistung empirisch nicht explizit gegeben sind? Liegt, wenn sie vorhanden sind, tatsächlich ein empirisch triviales Ergebnis vor, und liegt dann, wenn sie nicht vorhanden sind, wie Brandtstädter (1993) nahelegt, wirklich notwendig ein Meß- oder Operationalisierungsfehler vor – oder läßt dieser Fall auch andere Deutungen zu? Nach meiner Auffassung führt hier eine rein begriffslogische Analyse geradezu in die Irre, da ja z.B. in Piagets Entwicklungstheorie gerade angenommen wird, daß Leistungen auf der Stufe n zunächst gerade intuitiv, also gerade ohne eine entsprechende Begründung seitens des Subjektes erbracht werden, und daß erst auf Stufe n +1 diese Intuition reflektiert und damit expliziert wird. So ist z.B. die Frage keineswegs geklärt, ob, wenn bestimmte deskriptive sozialkognitive Prozesse Implikate moralischer Urteile sind, diese auch expressis verbis benannt werden (können). Ich habe das andernorts genauer ausgeführt (Eckensberger, 1993).

Insofern sollte gerade im Kontext der Bemühungen um eine saubere Begriffsanalyse die *Beziehung zwischen Rationalitätsannahmen und intuitiven Prozes*sen in der Psychologie an Bedeutung gewinnen.

Machen wir ernst mit einem Verständnis der Psychologie als einer Kulturpsychologie, so kann die Analyse der Regelsysteme, ihrer kultuellen Begrenztheit wie ihrer Verallgemeinerbarkeit nicht ohne eine kulturvergleichende Perspektive geschehen. Im Unterschied zum klassischen Kulturvergleich der Psychologie, der Kultur wesentlich nur als »Einflußgröße« auffaßt, die (implizit gedacht) kausal auf die Entwicklung einwirkt (Berry et al. 1992), würde eine kulturvergleichende Kulturpsychologie sinnvollerweise an den möglicherweise kulturell begrenzten Annahmen über die Struktur des Gegenstands der Psychologie selbst beginnen (s. dazu Eckensberger, 1990). Sie müßte also an einem Diskurs über die Menschenbilder und Grundannahmen in den Theorien ansetzen. Auch dies wäre feil einer empirischen Analyse begrifflicher Konzepte. An anderer Stelle habe ich diese Strategie als »konsensuell ethisch« bezeichnet (Eckensberger, 1994).

So ist z.B. die Angemessenheit des Handlungsmodells allgemein wie die Angemessenheit spezieller Aspekte dieses Ansatzes auf der Modellebene transkulturell zu diskutieren: z.B. könnte die fast modeartig aufgetauchte Unterscheidung in »kollektivistische« und »individualistische Kulturen« an einem sehr

individuumzentrierten »Agency-Konzept« Zweifel anmelden (Markus & Kitayama, 1991). Die Grenzen einer »Agency«, könnten also u.U nicht immer mit denen von Subjekten übereinstimmen. Das ist aber eine empirische Frage. Ebenso wird in den Handlungstheorien i.d.R. angenommen, daß eine Handlungsbarriere, eine Störung durch Regulationen »wieder in den Griff« zu bekommen ist. Durganand Sinha (1992) hat jedoch kürzlich darauf hingewisen, daß »östliche« Regulationen auf Barriereerlebnisse weniger von einer Kontrolle dieser Widerstände gekennzeichnet sind, als vielmehr duch eine Anpassung an diese. Das in Abbildung 2 angedeutete Konzept des »Geschehenlassens« spielt also in solchen Grundeinstellungen zur Welt eine wichtige Rolle.

Hat man aber vergleichbare strukturelle Kategorien, so zeigt sich erneut: Die begriffliche Analyse ersetzt nicht die Empirie, sondern sie macht sie erst möglich. Es sind nämlich die begrifflichen Kategorien, die als »Vergleichmaßstäbe« benutzt werden können.

Fazit: Eine Psychologie, die weitgehend auf Deutungsprozesse und Handlungsgründe setzt, kann weder auf Empirie verziehten, noch muß sie die »heilige Kuh« der Vorhersage schlachten. Der Bezug auf kulturelle Regeln, ihre Analyse und ihr Niederschlag in individuellen Deutungssystemen in Subjekten als Programm einer Psychologie führt dazu, daß einerseits die Entwicklungspsychologie, andererseits der Kulturvergleich konstitutive Teile der Psychologie werden (Cole & Cole, 1989).

* * *

Volker Gadenne

Handlungsmuster, Rationalität und empirische Psychologie

Zunächst möchte ich etwas dazu sagen, warum empirische Aussagen manchmal analytisch aussehen. Dabei sollte auch klar werden, wie aus der Sicht des aktuellen wissenschaftstheoretischen Erkenntnisstandes empirische Forschung gesehen werden muß.

Es gibt Aussagen, denen es relativ eindeutig anzusehen ist, ob sie als empirische oder als analytische gemeint sind: die weißen Schimmel, die unverheirateten Junggesellen – hier ist es relativ einfach, die entsprechenden Bedeutungsregeln sind allgemein bekannt, so daß der analytische Charakter außer Zweifel steht. Das ist ziemlich eindeutig empirisch und durch Beobachtung widerlegbar. Eine empirische Theorie müßte anhand der Beobachtung prüfbar und korrigierbar sein. Hier liegt nun das Problem. Theorien über kognitive Konsistenz, Leistungsmotivation, Gedächtnis enthalten immer mehrere Aussagen, und sie erlauben Folgerungen über Beobachtbares nur zusammen mit